

Marsala

Eine ähnliche Flasche hatte lange im Küchenschrank gestanden. Fast voll, honiggelb ihr Inhalt. Könnte man zum Kochen verwenden, hatte Klara gesagt, als er sie dazu befragt hatte. Da war er vielleicht zehn oder elf. Aber seine Mutter hatte nicht gekocht. Weder mit noch ohne *Marsala*.

Seine Kindheit und frühe Jugend waren geprägt von Rohkost. Von einer Karotten-Kindheit hatte er später gesprochen. Auch von einer *mutterlosen* Kindheit, denn Klara hatte darauf bestanden, mit dem Vornamen

angesprochen zu werden. Mama oder Mutter, so hatte sie erklärt, waren Ausdruck bürgerlicher Rollenzuweisungen. Gegen diese Verfestigung bestehender Strukturen müsse man sich wehren.

Wie viele Erinnerungen so eine Flasche doch freizusetzen vermochte. Er stellte den *Vecchio Samperi* zurück ins Regal. Der Mann am Verkaufstisch hatte ihn beobachtet. Glaubte er, er wolle das Zeug entwenden? Einen Moment lang sahen sie sich in die Augen, dann nickte Felix ihm zu und verließ die kleine Weinhandlung, ging hinaus in die spätnachmittägliche Hitze der Stadt.

Später, an der Bar des Hotels, würde er sich ein Glas von dem Süßwein genehmigen. Hier und jetzt eine ganze Flasche davon zu kaufen, wäre zu viel der Gefühlsduselei. Noch war die Sache nicht angegangen, nichts war geklärt.

Während er durch Marsalas Gassen streifte, dachte er an Klara. Daran, dass er sie gerne Mama genannt hätte. So wie es seine Schulfreunde mit ihren Müttern getan hatten, die sich irgendetwas anderes verbeten hätten. Er dachte daran, wie er sich als Kind geschämt hatte, eine Mutter zu haben, die zum Elternabend barfuß erschien, mit Fußkettchen und Haremshose. Eine, die abends Joints rauchte, wenn andere Frauen ihres Alters sich ein Glas Wein oder einen Eierlikör eingossen.

Auch er hatte zu Drogen gegriffen, aber nicht zu denen, die zuhause griffbereit in der indischen Holzschachtel lagen. Die verpönte Substanz in seinem Zuhause war Zucker gewesen. Und an Zucker hatte er sich denn auch gelabt, wann immer er seiner habhaft wurde.

Rohkost und Verbannung von Zucker hatten bei Klara nichts ausgerichtet

können. Die geistvollen Getränke, denen sie sich über die Jahre in zunehmendem Maße zugewandt hatte, waren die stärkere Macht.

Der dann schließlich doch aus dem Küchenschrank verschwundene *Marsala* hatte dabei nur eine verschwindend kleine Rolle gespielt. Nicht der Erwähnung wert. Die Flasche nur eine der unzähligen leeren, die Felix an allen erdenklichen Orten der Wohnung vorgefunden hatte. Da lebte er längst nicht mehr daheim, war machtloser Zuschauer einer sich zum Trauerspiel wendenden Lebensgeschichte.

„Hör zu“, hatte Klara zu ihm gesagt. Die ihr verbleibende Zeit war knapp geworden. Er hatte an ihrem Bett im Hospiz gesessen und ihre Hand gehalten.

„Dein Vater lebt auf Sizilien, in Marsala. Hat eine Weinhandlung. Maurizio Moriconi. Zwischen siebzig und achtzig muss er jetzt sein.“ Felix war nicht nur über die Klarheit erstaunt gewesen, mit der sie ihm das hatte zukommen lassen, sondern auch über die ungewöhnliche Anhäufung der Informationen. Von solchen hatte es einundfünfzig Jahre lang so gut wie keine gegeben. Er sei das glücklich zu schätzende Kind freier, namenloser und unverbindlicher Liebe. Zur Frucht gereifter Samen einer heißen süditalienischen Sommernacht. So oder so ähnlich hatte sich Klara ausgedrückt.

Damit hatte er sich zufrieden gegeben. Nolens volens, denn er kannte seine Mutter weder für Präzision noch für Detailfreude. Letztere bestenfalls, wenn es um politische oder philosophische Betrachtungen ging, die selbst in ihren besseren Zeiten eine Neigung zum Wirren hatten.

Seine Zeugung fiel in die frühen Siebzigerjahre. Klara war ein Blumenkind; ein Hippie mit Jack Kerouacs „Unterwegs“ im Rucksack und in ihrem Denken. Ob er so glücklich zu schätzen war, wie Klara das unterstellt und mit seinem Namen dokumentiert hatte, ließ er dahingestellt.

Felix, der vom Glück Begünstigte. Ha!

Der Weinhändler blickte kurz von seiner Zeitung auf. Überrascht vielleicht, ihn ein zweites Mal eintreten zu sehen. Ein kaum hörbarer Gruß, mehr nicht. Mit der Höflichkeit übertrieb man es hier nicht. Wo war

die viel gepriesene italienische Herzlichkeit? Wahrscheinlich eines der vielen Klischees, die der Realität nur selten standhielten.

Gut möglich, dass er in Felix einen herumlungernenden Touristen sah; einen, der alles befragte, aber dann doch nichts kaufte.

„*Are you the owner of the shop?*“ Felix hatte sich dicht vor dem Verkaufstisch aufgebaut, entschlossen, die Sache anzugehen. Seine Frage trug ihm, nicht wirklich verwunderlich, kein Lächeln ein. Eher ein Minus an ohnehin nicht vorhandener Begeisterung.

„*Yes.*“ Eine Antwort, immerhin. Was willst du?, schwang es unausgesprochen über den Rand der nun abgesenkten Zeitung.

Nein, das war nicht *der* Maurizio Moriconi. Dazu war er zu jung. Jünger als er selbst.

Felix hätte gerne sein unlängst angelerntes Italienisch ausprobiert, aber er befürchtete, sich lächerlich zu machen.

„*I'm looking for Maurizio Moriconi.*“ Nun, da er begonnen hatte, wollte er die Sache auch durchziehen.

„*That's my father.*“ Sein Gegenüber faltete die *Gazzetta Del Sud* zusammen und erhob sich, was ihm nicht zu einem wesentlichen Mehr an Größe verhalf. War das sein Halbbruder? Was für ein seltsamer Gedanke.

„*Why do you ask?*“ Die Frage war berechtigt.

„*I think my mother knew your father. About fifty years ago.*“

Noch bevor Felix den Satz beendet hatte, wurde ihm die Absurdität seiner

Mission in ihrem vollen Ausmaß bewusst.

Was versprach er sich davon? Es war anzunehmen, dass Maurizio Moriconi vor einem halben Jahrhundert viele Menschen kennengelernt hatte. Davor

und danach. Und seine Mutter? Sollte es in den von ihr so romantisierten süditalienischen Sommernächten nur einen Mann gegeben haben? Unwahrscheinlich. Sehr unwahrscheinlich!

„*Im Roberto.*“ Moriconis Sohn streckte ihm die Hand entgegen, was als Erwiderung auf Felix' sonderbare Mitteilung nicht minder sonderbar ausfiel. Er ergriff die ihm gereichte Hand.

Etwas zwischen ihnen hatte sich verändert, was über die Geste hinausging. Felix hätte es nicht in Worte fassen können. Brauchte er auch nicht. War nicht alles an dieser Situation ungewöhnlich? Unfassbar? Von dem Moment weg, als er beschlossen hatte, die Reise anzutreten. Keine zwei Wochen nach seiner Trennung von Laila, die ihm in den vielen Jahren ihres Zusammenseins oft und gern versichert hatte, dass er seiner Mutter in Sachen Verrücktheit nicht nachstünde.

Er hatte sich ein Ticket besorgt. Nein, keins fürs Flugzeug. Eine langsame Reise musste es sein. In Etappen. Zug, Schiff und Mietauto. Ein Ziel vor Augen, das nur vage war. Eins, das den Namen Ziel gar nicht verdiente.

Nun stand er also hier. Händeschüttelnd. Ein Roberto, der vielleicht sein Bruder war, und er. In dieser kleinen, etwas düster anmutenden Weinhandlung in Marsalas Altstadt. Zwischen einem Heer von Flaschen: *Nero d'Avola, Menfi, Grillo* und wie sie alle hießen. Und *Marsala* natürlich.

Nein, es hätte keinen Sinn, seinen Vater zu all dem zu befragen, waren

Robertos Worte gewesen. Zu diesem Zeitpunkt hing das *Chiuso*-Schild schon eine Weile an der Ladentür, und sie waren beim dritten Glas Marsala angelangt. Einer seiner besten, wie Roberto gesagt hatte. Ein *Marsala Vergine Pellegrino*. Jahrgang 1997.

Und ja, er erinnere sich an eine Deutsche, die seinen Vater aufgesucht hatte. Eine, die ihm ein bisschen *matta* erschienen sei. Er habe damals - es

musste um die fünfzehn Jahre zurückliegen - ihrem Gespräch gelauscht. Der Vater habe sich mit der Frau ins Hinterzimmer zurückgezogen, dahin, wo sie beide jetzt saßen. Dass er einen Sohn habe, hatte die Frau, deren Name Klara gewesen sei, seinem Vater in einem leidlich verständlichen Italienisch mitgeteilt. Dass an dieser Vaterschaft keine

Zweifel bestünden. Ob er sich nicht erinnern könne an die Nächte am Strand von Cefalù?

Warum sie ihm das erst so spät erzähle. Er sei verheiratet. *Gut* verheiratet, habe der Vater erwidert.

Eine Lüge!

Nein, unfreundliche Worte habe es keine gegeben. Die Frau sei dann wieder gegangen. Er, Roberto, sei später dazu angehalten worden, an die Adresse einer Klara Siberius in Berlin mehrere größere Weinpakete zu senden.

Sie waren beim vierten Glas. Die Zungen schwer. Die Stimmung leicht. Erstaunlich, wenn man die Hintergründe ihres Beisammenseins bedachte. „Mein Vater war ein *donnaio*“, sagte Roberto, während er sich daran machte, einen *Nerello Mascalese* zu entkorken. „Mein Bester. Wächst auf 1000 Metern Höhe am Etna.“ Er hielt ihm die Flasche entgegen, strich ihr dabei liebevoll übers Etikett und unterzog sie schließlich einer letzten Betrachtung, bevor er eine Kostprobe in einen der bereitgestellten Kelche goss. Es war nicht schwer zu erraten, dass er für den *Nerello* wärmere Gefühle hegte als für seinen Vater, den Frauenhelden.

Sie waren ins Deutsche übergewechselt. Wie Roberto erzählt hatte, waren seine Deutschkenntnisse einer Beziehung geschuldet, die ihn für zwei Jahre nach Zürich getragen hatte.

„*Un uomo*. Wäre hier nicht gut gewesen.“ Er hatte um sich geschaut, als wenn sich der die homoerotische Verbindung missbilligende Geist irgendwo hinter dem dunklen Mobiliar versteckt hielte.

Es dauerte nicht lange, bis sich auch der Flascheninhalt des *Nerello* auf eine kleine Menge reduziert hatte. Und doch mundete ihnen jeder Schluck.

„Warum hat es keinen Sinn, mit deinem Vater zu sprechen?“ Felix hatte im Satz innegehalten und sich dann doch für den Possessivartikel *dein* entschieden. Für etwas anderes, *mein* oder *unser*, war er noch nicht bereit.

„*Demenza*.“

Sie nickten beide, so als wenn man diesem nur langsam verhallenden Terminus lediglich mit einem bedächtigen Nicken begegnen könne.

„Er erkennt nicht mal mich. *Figuriamoci un figlio illegittimo.*“ Roberto lachte auf. Ein trauriges Lachen. Das Nicht-Erkennen eines Sohnes, ob ehelich oder nicht, als etwas tragisch Komisches.

„Macht nichts“, sagte Felix, was als Kommentar so wenig zu passen schien wie Robertos Lachen.

Und während auch diese Worte sich mit der gleichen Langsamkeit aufzulösen begannen wie zuvor das von Roberto ausgesprochene *demenza*, kam Felix zu dem Schluss, dass er vielleicht noch nie etwas so Zutreffendes von sich gegeben hatte. Nicht, was die Demenz seines vermeintlichen Vaters betraf. Nein, weit darüber hinaus, sein Leben betreffend. All die gefühlten oder tatsächlichen Dramen, Beschwerlichkeiten, Fehlentscheidungen:
Macht nichts!

Eine nur selten empfundene Ruhe breitete sich in ihm aus. „Macht nichts“, wiederholte er mit Nachdruck.

Roberto verteilte den verbliebenen *Nerello* in die zwei Gläser. „*No, non fa niente*“, sagte auch er.

